Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Von der Stufenleiter der Gottesliebe.

Von dem Wohlgefallen als dem Anfang und der ersten Stufe übernatürlicher Gottesliebe haben wir zuletzt hier gehandelt. Können wir denn Wohlgefallen an etwas haben, was wir nicht sehen?

Gewiß, wenn wir Gott schauen könnten, dann müßten wir ihn lieben; wir könnten gar nicht anders. Wir würden entzückt zu ihm hingerissen. Nun aber ist es für uns gewiß, daß wir ihn leiblich und in dieser Welt nicht sehen werden. Aber daraus folgt nichts weniger, als daß wir ihn deswegen nicht lieben könnten. Es handelt sich ja in der Gottesliebe gar nicht um eine natürliche Liebe des Wohlgefallens, die durch die Sinne, besonders durch den Gesichtssinn, zustande kommt. Diese Art der Liebe müssen wir vielmehr bei Gott ausschalten, und wie wir hörten, handelt es sich bei der übernatürlichen Gottesliebe nur um ein Wohlgefallen, das aus den im Glauben geschöpften Erkenntnissen und Beweggründen hervorgeht. Das Herz wird nicht sinnlich, sondern geistig bewegt.

Der hl. Lehrer, dem wir folgen, weist darauf hin, daß alle Liebe mit dem Wohlgefallen beginnt und damit zusammenhängt, und daß Wohlgefallen der Hauptgrund der Liebe sei, aber ein anderes ist das Wohlgefallen, das die Menschennatur an ihresgleichen findet, ein anderes, das sie am höchsten Wesen in übernatürlicher Weise finden kann und soll. Die im Glauben gewonnene Erkenntnis von der unvergleichlichen Vollkommenheit, Größe, Schönheit, Güte und Liebenswürdigkeit Gottes, die Erwägung seiner erhabenen Vorzüge, seiner Ewigkeit, Unveränderlichkeit, Allmacht, Allweisheit, Allwissenheit, kurz alles dessen, was uns der Glaube von Gott, namentlich von seinen Beziehungen zu uns, von seinen Gesinnungen gegen uns, von seinen Werken verkündigt, erregt in uns Bewunderung, Gefallen, Freude, Beistimmung, Begeisterung. All das gewinnt über unsere Seele eine Gewalt, die uns zu dem führt, was wir Gefallen, Wohlgefallen nennen, und woraus sich die geistige Liebe ergibt und was das Menschenwesen im höchsten Grade anziehen muß.

Daß das nicht geschieht, wie es sein soll, das liegt nur daran, daß der schwerfällige, besonders der durch die Sünde beschwerte und verdorbene Menschengeist so schwer erkennt und empfindet, was des Geistes ist. Müßte uns nicht sonst alles, was wir von Gott in der Religion Jesu Christi erkennen, seine ewige unvergängliche Schönheit, seine unbeschreibliche Lieblichkeit, seine unermeßliche Güte und Liebenswürdigkeit, immer wieder auf diese erste Stufe übernatürlicher Gottesliebe erheben?

Warum sollte man nicht zum Schluß dieser Belehrung mit dem hl. Franz von Sales sprechen:

„O unendliche, höchste Majestät und Größe, mein Herr und Gott! O unerschöpfliche Allmacht und unvergleichliche Größe, o unermeßliche Güte und Freigebigkeit, o unergründliche Weisheit und Wissenschaft, o untrügliche Wahrheit und Wahrhaftigkeit, o unerschütterliche Treue, o du makellose Heiligkeit und Gerechtigkeit, o du ewige höchste Vollkommenheit ohne Anfang und ohne Ende, wie freue ich mich über all das, was ich von Dir, Deinem Wesen und Deinen Eigenschaften durch Deine Offenbarung im hl. Glauben erkenne. Vermehre meine Erkenntnis, erfülle jetzt mein Herz und mein Gemüt mit dem innigen kindlichen Wohlgefallen an Dir, damit ich mit allen meinen Kräften zu Dir möge hingezogen werden und nicht aufhöre, nach Dir zu verlangen und mit meinem ganzen Willen zu Dir hinzustreben, o mein Gott und alles!"

P. W.

Ueber die Aufgaben der Caritas

stellte der hochw. Herr Bischof Dr. Bornewasser anläßlich der Festversammlung des Caritasverbandes in Koblenz bedeutsame Erwägungen an. Er führte u. a. aus. „Sie wissen, daß der Caritasverband Sie dieses Jahr zu einer Caritasopferwoche einladet. Er bittet Sie, in einer bestimmten Woche ein kleines persönliches Opfer zu bringen und das, worauf Sie verzichtet haben, den Armen zu geben. Nun las ich vor einigen Wochen in einer Zeitschrift, daß im Jahre 192/27 in Deutschland

5,5 Milliarden Goldmark für Rauchen und für den Alkoholverbrauch

— ausschließlich Wein und Branntwein — ausgegeben worden sind. Würden alle Inbetrachtkommenden in diesem Jahre das kleine persönliche Opfer gebracht haben, im Interesse der Not unserer Tage ein einziges Prozent weniger zu rauchen und zu trinken, es hätte eine Summe von 550 Millionen zur Verfügung gestanden, eine Summe, von der Tausende von Familien

Wohnung, Kleidung und Nahrung hätten bekommen können.

Und ich kann mir wirklich nicht denken, daß die Lebensfreude des deutschen Volkes und seine wirtschaftliche Prosperität durch dieses Opfer des einzigen Prozentes herabgemindert worden wäre. Wohl aber weiß ich, daß wir alle durch persönliche Mäßigkeit und durch unsere Arbeit für eine größere Mäßigkeit anderer ein Heer von Lastern und Elend, von Not und Leid von unseren Familien und unserem Volke fernhalten helfen.

Wäre es nicht auch eine Großtat christlicher Liebe, wenn wir alle

energisch Front machten gegen die Festwut und den Vergnügungswahnsinn,

an dem unser deutsches Volk wie kaum ein anderes krankt! Meine Damen und Herren! Ich bin kein Gegner edler und wahrer Freude. Dafür kenne ich zu gut das frohe Wort der Hl. Schrift: „Freuet euch, wiederum sage ich euch, freuet euch!" und ich bin genug Pädagoge, um zu wissen, daß die Freude für jeden Menschen ein natürliches Lebensbedürfnis ist. Aber wie auf der einen Seite die Arbeitskraft und die Arbeitsfähigkeit des Menschen eine Grenze hat, so müssen andererseits auch Feste und Vergnügungen eine Grenze haben, wenn nicht die von der Natur und der christlichen Moral geforderte Lebensordnung zerstört werden soll.

Ich kann es sehr gut verstehen, wenn ausländische, auch gutgesinnte Beurteiler uns sagen: „Wenn man Deutschland nur beurteilen wollte nach der Zahl seiner Feste, Bälle und Vergnügungsveranstaltungen, so sollte man meinen, es wäre das reichste Land der Welt." In der Tat ist es schwer, zwei Dinge miteinander zu vereinigen: auf der einen Seite die bitteren und in weitem Maße berechtigten Klagen über das Fehlen der Lebensnotwendigkeiten und auf der anderen Seite eine Ueberfülle von Festen und Veranstaltungen, von Vereinsgründungen und Vereinsfeiern.

Ich weiß, daß auch die staatlichen Behörden in dankenswerter Weise sehr ernste Mahnungen in dieser Beziehung herausgegeben haben. Aber das nützt alles nichts, wenn nicht das gesamte Volk aus sich heraus Hand ans Werk legt und dem Uebermaß moderner Festveranstaltungen selbst entgegentritt.

Mir scheint, daß auch viele unserer Gesellschaftssitten vereinfacht werden könnten, ohne daß die gesellschaftliche Freude Schaden litte und daß es von manchen Familienvätern noch mehr als eine Tat der Liebe empfunden würde, wenn die Frauenmode durch das Verlangen der Frauen selbst endlich wieder eine Entwicklung nähme, die für den Etat und das Einkommen sehr vieler Männer wieder tragbar wäre. Aber vielleicht fragen Sie mich: Was hat denn das alles mit Caritas zu tun? Meine Damen und Herren, sehr viel!

Die Caritas fängt in der eigenen Familie an,

in der jedes Glied derselben in selbstloser Liebe und in froher Selbstüberwindung helfen muß, daß die Lebensnotwendigkeiten der Familie nicht leiden müssen unter dem Hang zum Entbehrlichen. Ich weiß auch, daß auf manchen Familien der Zwang gesellschaftlicher Gepflogenheiten wie eine schwere Last ruht und nicht zur Hebung der Familienfreude beiträgt. Es geht nicht an, und es widerspricht durchaus dem Geiste des Christentums, daß bei der einen Volksgruppe nicht Maß gehalten wird und bei der anderen uns eine Not entgegenstarrt, die uns fast das Herz brechen läßt. Man redet heute sehr viel von Volksgemeinschaft, aber man liebt sie nicht. Eine Volksgemeinschaft ist nur da wirklich und wirksam, wo sie auf einer gegenseitigen Liebe beruht, die auch fähig ist zum Opfer und Verzicht.

Meine Damen und Herren! Möge eine solche Liebe die Frucht dieses Abends in unser aller Herz sein!

Ich las jüngst auf einem Königswappen das stolze und doch demütige Wort: „Amando inservio" — „ich diene in Liebe". Auch unser Stolz soll sein, zu dienen, und unsere Demut, es in Liebe zu tun. Ich diene jedem, der in Not ist, soweit unsere Kräfte reichen und es mit jener Liebe zu tun, von der der Völkerapostel Paulus sagt:

Die Liebe ist langmütig....
Die Liebe ist gütig ....
Sie sucht nicht das Ihre,
Sie läßt sich nicht erbittern,
Sie trägt das Böse nicht nach....
Sie erträgt alles,
Sie glaubt alles,
Sie hofft alles,
Sie duldet alles,
Mögen die gotterleuchteten Reden enden,
Mögen die Sprachen aufhören,
Mag die Erkenntnis vergehen,
Die Liebe stirbt nie!

Für unsere Kleinen.

Sinn-Sprüche.

Zügle stets dein Temperament,
Du bereust es sonst am End.

•

Lerne Ordnung, liebe sie,
Ordnung spart' die Zeit und Müh!

•

Willst du etwas Großes schaffen,
Darfst du nicht nach anderen gaffen
Stetig deine Straße gehen
Und dein Ziel vor Augen sehen!

Das verlorene Herzchen.

Von Otto Bromber, Dresden.

Der liebe Gott hatte einmal den Engeln befohlen, das Herz eines Kindes herauf zu bringen — eines Kindes, das soeben gestorben war. Drei kleine Engel machten sich auf den Weg, liefen die Wolkenriesen entlang und flatterten dann hernieder zur Erde. Bald hatten sie das Haus gefunden, darin ein Mädchen von sieben Jahren hoch aufgebettet lag. Selbst einem kleinen Engel gleich lag das Kind, als ob es ruhig schlafe, in seinen weißen Kissen. Die Bäckchen waren gerötet, um den kleinen Mund schwebte ein seliges Lächeln, und die Flachslocken lagen um das feine Gesichtchen herum wie ein schöner Rahmen um ein schönes Bild.

„Sieh doch", meinte ein Engel zum anderen, „ist das nicht reizend? Haben wir je ein so liebes Erdenkind gesehen wie dieses?"...

Während vom Nebenzimmer lautes Schluchzen hörbar wurde, nahmen nun die Engel des Kindes Herz sacht in die Hände und flatterten durchs offene Fenster wieder zu den himmlischen Gefilden. Doch als sie über die Wolkenwiesen schritten, sprachen sie so vielerlei, daß sie garnicht bemerkten, wie sie das Herzchen auf dem Wege verloren. Wie groß aber war ihr Schreck, als sie wahrnahmen, daß sie das Herz nicht mehr bei sich hatten! Sogleich liefen sie wieder zurück und suchten. Aber wie sehr sie sich auch die Augen ausguken mochten — das Herz war nicht mehr zu finden.

Da wurden sie tief betrübt.

Wie drei kleine Duckmäuser traten sie vor Gottes Thron und klagten: „Du lieber Gott, vergib uns, wir haben das Herzchen verloren!" Da strich sich Gott Vater über den langen weißen Bart und meinte ernst: „Aber wie kann man nur ein Herz verlieren! Ein Herz — ein Herz!! Wißt ihr denn garnicht, was ein Menschenherz alles zu bedeuten hat? Was seid ihr doch für flattrige Dinger!"

Und der liebe Gott ließ gleich hundert Engel kommen, die das Wolkenfeld nach dem verloren gegangenen Kinderherz absuchen sollten.

Doch bald kamen die Engel wieder zurück und schüttelten traurig den Lockenkopf.

Sie hatten es nicht gefunden.

Nun schickte Gott tausend Engel aus. Und als auch diese ohne das Herz zurückkamen, sandte er zehntausend. Darauf wurden hunderttausend ausgeschickt und zuletzt ganze Legionen. Doch wie sie auch alle emsig suchten, — keiner der ausgesandten Engel konnte das verloren gegangene Herzchen finden! —

Da meinte der liebe Gott: „Holt einmal die Mutter herauf!"

Und die Engel brachten die Mutter des Kindes.

„Deines Kindes Herz ist verloren gegangen", sagte der liebe Gott ernst zu ihr: „willst du nicht einmal nach ihm suchen? Es kann so weit nicht sein, denn es liegt in den Gefilden der Wolken. Niemand aber konnte es bisher finden."

„Aber gewiß!" rief die Mutter, „und sollt' ich auch laufen bis ans Ende der Welt — das Herz meines heißgeliebten Kindes muß ich doch finden!" —

Eilig lief sie davon, blickte hinter jedes Federwölkchen und suchte in jeder Wolkenspalte. „Wo bist du nur, mein einziges Kind?" rief sie, „ohne dich könnt' ich ja selbst im Himmel nicht glücklich sein!"

So lief die arme Mutter, als ob sie gehetzt würde, hin und her, bergauf und bergab, kreuz und quer. Die Füße taten ihr weh, und von dem vielen Suchen brannten ihr die Augen; ihre Stimme wurde heiser und ihr Rücken schmerzte von dem vielen Bücken. Aufs tiefste betrübt und ermattet ließ sie sich endlich auf einer Wolke nieder und weinte kümmerlich. Vielleicht ist es gar durch eine Wolkenspalte gefallen und die Menschen haben es auf der Erde gefunden, dachte sie: wie sollt' ich das überwinden können?

Da fiel ihr Blick zur Seite. Und was sah sie? Ein rotes Herzchen. „Ja, ich kenn's", jubelte sie, „— das ist meines Kindes Herz!"

Und sie nahm es behutsam in ihre beiden Hände, küßte es und trug es zu des himmlischen Vaters goldenen Thron. Strahlenden Auges hielt sie es Gottvater entgegen und jauchzte, noch ganz außer Atem: „Ich hab es gefunden, Herr — endlich gefunden! Ich sagte doch, daß ich das Herz meines Kindes finden würde!"

Ist es aber auch deines Kindes?" fragte Gott.

„Oh," rief die Mutter, indem sie niederfiel und Gottvaters Füße küßte, „— ich sollt' nicht wissen, ob dieses Herz das Herz meines Kindes ist?"

Da legte Gott Vater seine Hand auf ihr Haupt, segnete sie und sagte: „Was Legionen von Engeln nicht tun konnten, das hat eine Mutter vollbracht. 's ist doch was eigenes um die Liebe eines Mutterherzens. — Gehe ein zum ewigen Frieden!"

Spiel.

Nußwerfen.

Es wird ein kleiner Kreis auf den Boden gezeichnet. Nach demselben werfen die Spielenden der Reihe nach mit ihren Nüssen. Wessen Nuß im Kreise liegen bleibt, gewinnt alle außerhalb des Kreises befindlichen. Haben zwei Spieler ihre Nüsse in den Kreis gebracht, so ist die Partie unentschieden. Es wird entweder eine neue Partie begonnen oder entscheiden die beiden Gewinnenden dadurch, daß sie noch einmal werfen. Wer von dem Mittelpunkt des Kreises am nächsten wirft, ist Sieger.

Das wahre Gesicht.

Novellette von Harry Wien.

Nachdruck verboten.

Die alte Freundin eines alten Mannes war gestorben. Sie hatte während ihrer letzten Krankheit den Freund nur einmal zu sich ins Zimmer gelassen. Es war zu der Stunde, in der der funkelnde Tag schon herabgesunken ist am Firmanent und als ein Glanz, der blaue Schatten in die Erde sendet, ein Weilchen noch zögert am Himmelssaum, bevor er ganz vergeht. Als der alte Mann endlich, nachdem man ihm viele Male seine Bitte abgeschlagen, in das Zimmer seiner alten Freundin trat, war es ganz erfüllt von diesem blauen Schatten. Die machten alles ringsumher seltsam unwirklich. Die gewohnten Bilder schauten von den Wänden so fremd und sonderbar herab, als hätte er sie nie gesehen, die Konturen der Möbel verschwammen wunderlich, die weißen Rosen in den violetten Schalen schimmerten fahl und grün — es war ihm wirklich, als träte er in ein Gespensterzimmer, in dem von allen Dingen und den Tapeten eine Kühle ausströmt, die frösteln macht.

In der dunkelsten Ecke des Zimmers lag auf einem Ruhesofa seine alte Freundin. Ihre schönen, weißen Haare waren auch gefärbt von dem blauen Schein. Ihr schmales Gesicht schimmerte in dieser Beleuchtung wie Bronze. Oder hatte die Krankheit es verändert und gelb gemacht? Mit diesem blauen Haar und dem unbewegten Antlitz in Bronzetönung machte sie den Eindruck einer Statue. Er erkannte in dieser metallschimmernden Maske die vertrauten Züge, die sich bei seinem Gespräch so oft belebt, die vor Mitgefühl bei seinen Worten errötet oder erblaßt, kaum wieder. Und zum erstenmal sah er, daß ihr festgeschlossener Mund ein schweigsamer Mund war, dessen Lippen sich wie in Feindseligkeit zu einer dünnen Linie zusammenpreßten.

Eine Kälte wehte ihn an und eine Fremdheit, die ihn in Trauer und Bestürzung versetzte. Diese da, die hatte er nie gekannt! Wo war das vertraute Geschöpf, dem er alle seine Geheimnisse gebeichtet sein Leben lang, dem er seine Freuden vertraut und seine Leiden, vor dem er sein Herz erschlossen, die zu horchen verstand, ob Ebbe oder Flut in seiner Seele war. Qual begann seine Züge zu verzerren, als er die nicht fand, die er suchte. Da ging in der Gestalt vor ihm eine Veränderung vor. Die Statue belebte sich. Ein Seufzer hob ihre Brust. Die erzenen Züge nahmen einen Rosenschimmer an, die starren Augen blickten auf ihn, groß, gütig und freundlich, wie sie oft auf ihn geschaut, ihre Hand streckte sich ihm entgegen.

„Natalie!“ wollte er ausrufen, „sehe ich Sie endlich wieder?“

Aber er hatte kaum zu sprechen begonnen, da sank sie ohnmächtig rückwärts und die Pflegerin, die eingetreten war, ohne daß er es gehört, drängte ihn sanft aus dem Zimmer.

Nun war sie begraben draußen in dem Garten der Toten und der Tau von drei Nächten lag schon auf den Blumen, die er über ihren Sarg geschüttet.

Er ging verlassen und fassungslos umher. Es war ihm, als wäre es ein Teil seines Selbst, das unter dem Hügel schlummerte. Er wußte nichts anzufangen mit seinen jetzt so endlosen Tagen. Er war stets gewohnt gewesen, seine Schritte zu ihr zu lenken, mit seinen Gedanken sie zu umkreisen, ihr Heim zum Mittelpunkt seines Lebens zu machen. Jeder Brief, der zu ihm kam, jedes Gespräch, das er mit einem Menschen führte, jedes Erlebnis, das ihn bewegt — am Abend legte er es in ihre Hände. Nun türmte sich alles Gehaben auf seinem Wege und schien ihm zu einem Fels zu werden, den er nicht mehr zu überwinden vermochte. Aber in einer Nacht, da er schlaflos lag und in den weißen Mond starrte, der jenseits seines unverhangenen Fensters schwebte, kam ihm der Gedanke, daß er doch das größte Glück genossen, das jenen, die auf Erden wandeln, widerfahren kann. Er hatte eine Seele und ein Freundesherz ganz besessen. Mehr darf kein Mensch vom Schicksal fordern.

Gefaßter und getrösteter erwachte er am anderen Morgen. Zum erstenmal, seit sie tot war, erfüllte er seine täglichen Pflichten, zum erstenmal nahm er regelmäßig seine Mahlzeiten ein. Am Abend suchte er ihr Heim auf, das eine Aufwärterin, die ihr viele Jahre gedient, noch täglich reinigte und ordnete.

Allein saß er in dem Zimmer ,in dem sie jeden Abend länger als ein Menschenalter zu zweien gesessen. Er betrachtete mit Rührung und Zärtlichkeit ihre Bilder und ihre Bücher, ihre Kunstmappen und ihre Briefe. Und auf einmal, als hätte es ihm ein Unsichtbarer mit Absicht in die willenlose Hand gespielt, las er in einem schwarzen Lederband, in dem sie viele Seiten mit ihrer dünnen, fliegenden Schrift bedeckt hatte. Er las und es wurde ihm klar, daß sie von ihm sprach und zu ihrem Zusammenleben mit ihm.

„Er kommt Abend für Abend“, stand dort. „Ich bringe es nicht übers Herz, ihn fortzuschicken, wenn er so zutraulich und selbstsicher eintritt, als wäre es in den Sternen geschrieben, daß ich ein Geschöpf ohne Eigenleben sein soll, nur dazu bestimmt, dazusitzen und zu warten auf ihn, sein Echo, seinen Widerhall, seine getreue und stumme Sklavin zu sein, der er von seinem Leben und seinen Liebesabenteuern draußen in der großen Welt berichtet. Er sitzt dann in seinem Sessel, zufrieden, satt, im Erzählen noch einmal genießerisch das Erlebte durchkostend. Ich arbeite stumm an meiner dunkelroten Kissenplatte und neige den Kopf tief, damit er den Haß nicht sieht, der in meinen Augen glimmt.“

Und zwanzig Seiten später stand:

„Er wird in Ewigkeit nicht merken, daß wir Feinde sind. Immer bäumt sich innerlich die Dienerin gegen den Herrschenden auf. Meine Seele vergißt es ihm nicht, daß er sich zu ihrem Herrn gemacht. Einmal, vor Jahren, habe ich ihn geliebt, und Höllenqualen gelitten, wenn er von seiner Liebe sprach zu Eva oder Agathe.

Meine Liebe ist lange erloschen. Stumpf ist mein Herz geworden und leer. Doch ohne meinen Willen blickt mein Auge an jedem Abend um seinetwegen nach dem Zeiger der Uhr und ohne meinen Willen horcht mein Ohr auf seinen Schritt. Wir sind aneinandergeschmiedet und werden erst dann unserer Ketten ledig, wenn einen von uns das Grab deckt.“

Der alte Mann schloß das Buch und stieß es fort. Ein Grauen schüttelte ihn. Aus ihm hervor hatte ihn noch einmal das Gesicht der Freundin angeschaut, starr, fremd, furchtbar, schimmernd in dunklen Lichtern, die ihre Züge erscheinen ließen wie beleuchtet vom Gewitterstrahl, und er begriff, jenes Antlitz, das er in der blauen Stunde so entsetzt angestarrt, war keine Maske gewesen, sondern zum erstenmale ihr wahres Gesicht. Jetzt erst fühlte er sich verlassen und in grenzenlose Verzweiflung gestürzt. Nicht ein Herz, nicht eine Seele hatte er im Leben besessen und ihn überkam die Erkenntnis, daß es immer nur der entschwebende Saum eines Gewandes sein kann, an den unsere Hände rühren, und niemals des andern wirkliche Gestalt.

Vermischte Nachrichten.

Schiefe Türme.

Die schiefen Türme von Saragossa, Bologna und Pisa sind allen wohlbekannt. Weniger bekannt ist es, daß wir auch in Deutschland eine Anzahl schiefer Türme haben. An erster Stelle wird der Falterturm in Kitzingen am Main genannt. Eigentlich ist nur die Dachkappe dieses Turmes schief, jedoch so erheblich, daß Kitzingen nicht selten das fränkische Pisa genannt wird. Dann ist der schiefe Turm in Dausenau im Lahntal zu erwähnen, ein halb verfallenes Stück Altertum, das sich höchst malerisch in seine idyllische Umgebung einfügt. Aber auch die Stadt Frankenstein in Schlesien gehört zu den Orten mit schiefen Türmen. Dort ist es ein ehemaliger Bergfried, der stark überhängt, eine Folge von mehreren Erdsenkungen, deren stärkste im Jahre 1598 stattgefunden hat. Er neigt eineinhalb Ellen von der Lotrichtung der Straße zu. Das dritte Stockwerk hält den Glockenstuhl zur gegenüberliegenden katholischen Kirche.

Die europäische Geburtenkrisis.

Dadurch, daß der Mailänder „Corriere della Sera“ einen Jubelartikel über „Mailand als Millionenstadt“ (es war der 1 000 000-ste Bewohner erreicht worden), anstimmte, wurde Mussolini zur Nachprüfung dieses Bevölkerungszuwachses angeregt, wobei er feststellte, daß er nur einer Zuwanderung vom flachen Lande, aber nicht einem Wachstum der Geburtenziffern entspringt, die im Gegenteil zurückgegangen sind. Nun bringt das Amtsblatt der Faszistenpartei eine Uebersicht über die europäischen Geburtenkrisis, in der auch Deutschland als „zweitniedrigstes“ Land nach Frankreich erscheint.

Bananengefütterte Orang-Utangs.

In Rußland ist es zurzeit der Zivilbevölkerung verboten, Bananen zu essen, obwohl eine gewisse Quantität davon mittels Flugzeugs über die russische Grenze kommt. Da nun aber die wertvollen beiden Orang-Utangs im Moskauer Zoo sehr durch Kälte litten, und man ihr Erkranken befürchtete, erhalten jetzt die beiden Affen ausgerechnet Bananen, dazu noch einen reichlichen Trunk französischen Weins. Man muß also ein wertvoller Affe sein, um es gut zu haben.

Seltsamer Unglücksfall eines jungen Mädchens.

Eines Nachmittags fand man in einem großen Kaufhaus in Detroit ein 10 Jahre altes Mädchen, das ziellos umherirrte. Man nahm sich des Mädchens an und holte die Polizei, weil es auf keine Frage Antwort zu geben wußte als die: „Man nennt mich Wickie“. In der darauffolgenden Nacht gelang es jedoch der Polizei, festzustellen, daß es sich um eine gewisse Winifred Hinds von der Lorraine-Avenue handelt. Das Mädchen war vormittags hingestürzt und hatte sich den Kopf aufgeschlagen, was zur Folge hatte, daß ihr jedes Erinnerungsvermögen abhanden kam — bis auf „Wickie“.

Fragen und Antworten.

Was ist größer als das Weltall, kleiner als ein Atom; was braucht der Tote und was ist für den Lebenden zu wenig? Antwort: Nichts. — Wer gleicht nicht gern der Uhr? Antwort: Der Mensch; denn keiner will gern aufgezogen sein. — Was ist das wenigste, das man in der Tasche haben kann? Antwort: Ein Loch. — Woher kommen die grünen Wellensittiche? Antwort: Aus dem Ei. — Welches Tier kommt dem Menschen am nächsten? Antwort: Der Floh. — Was ist Luxus? Antwort: Wenn ein Mann mit langem Vollbart einen Schlips trägt. — Wessen Hand war größer — die Hand Schillers oder die Goethes? Antwort: Goethes! Denn Schillers „Handschuh“ geht nicht über Goethes „Faust“.

Humor.

Die Nachwirkungen.

Arzt: „Die Krise wäre ja nun, gottlob, überstanden; immerhin Sie sind noch nicht hinterm Berg — die Nachwirkungen kommen erst noch.“ — Patient (mit schwacher Stimme): „Es ist gut, daß Sie mich auf die Rechnung vorbereiten, Herr Doktor!“

Druckfehler.

In dieser Stunde seines Lebens kostete er alle Schnecken (Schrecken) durch.

Franz Schubert.

Der Mensch. — Seine Zeit. — Beethoven.

Von Paul Stefan.

Der demnächst erscheinende Band des Volksverbandes der Bücherfreunde, das Schubert-Buch Paul Stefans wird hier schon vor Ausgabe durch einen Abschnitt illustriert, der ein Bild von der sprachlichen Lebendigkeit und lebhaften Darstellungsart des Werkes geben kann.

„In Schubert schlummerte“, so sagt Bauernfeld, „eine Doppelnatur, Kam . . . der österreichische Charakter… derb und sinnlich… bisweilen allzu stürmisch zur Erscheinung, so drängte sich zeitweise ein Dämon der Trauer und Melancholie mit schwarzen Flügeln in seine Nähe — freilich kein völlig böser Geist, da er in dunklen Wegstunden oft die schmerzlich schönsten Lieder hervorrief.“

Und nicht nur diese Lieder. Dieser Künstler, nichts weniger als der sentimentale Heurigen-Schubert, vielmehr der Teilnehmer der Schubertiaden, der Lesungen, der Freund einer bedeutenden und bedeutsamen Jugendgemeinschaft, war ein durchaus geistiger Mensch, unbewußter, wenn nicht gar bewußter Führer. Pinder hat uns das „Problem der Generation“ fassen gelehrt. Nun denn — Schubert repräsentiert die Generation, die noch mit Beethoven lebte, über ihn hinauszugehen bestimmt war — aber unter Beethovens Macht stand.

Es war die Zeit der Stille, der Ermüdung nach einem Stück Weltgeschichte, Zeit nach Napoleon. Eine Welt brauchte Ruhe. Sie sammelte Kräfte: die Maschine, das Kapital, der vierte Stand kam auf. Verrostet sanken Waffen in die Erde. Tat mußte im Menschenherzen, in der Seele getan werden; draußen war alles Dumpfheit und Druck. Der Friede, Friede eines Kirchhofs, lastete. Byrons Weltschmerz flutete darüber hin, die Revolution der Musset und Hugo schlug ihre Wellen. Lenau gab der Zeitgebärde Ausdruck in jenem Endvers des „Don Juan“: „Dies auch langweilt wie das ganze Leben.“ Deutsche Romantik suchte Vergangenheit, Bindungen, Volk. E. T. A. Hoffmann flüchtete in alle Künste, in das Jenseits, zum Spuk. Alles ballte sich gegen die klassisch „vergreisende“ Exzellenz in Weimar zusammen, gegen Goethe. Sein Reichtum segnete, überglänzte die Zeit, aber die Zeitgenossen wollten ihn nicht annehmen — und mußten doch seine Fülle, seine Vollendung begehren.

Es war die Tragik eines Kleist, daß er sich Goethes zu erwehren hatte und doch Goethe suchte. Schubert wandte sich von Beethoven weg, weil er einer anderen Generation angehörte, aber er suchte Beethoven, suchte Neues und verzweifelte. — „Wer kann nach Beethoven noch etwas machen?“ Inmitten eines modisch-oberflächlichen Musiktreibens suchte er, „Romantiker, mit dem unermüdlichen, tragisch-vergeblichen Streben nach Gestaltung“, — Künstler, Mensch, dem das Leben zu wenig gab für seine brennende Begierde, dem es fast unter den Fingern zerrann, der wußte, daß ihm Vollendung versagt sein würde, der ahnend, wenn nicht bewußt, in dem Schatten des frühen Todes stand. Der Romantiker will vielleicht nicht etwas anderes als sein klassisches Vorbild, er muß anders; er empfängt seine Aufgabe, aber er faßt sie kaum, geschweige denn, daß er sie lösen könnte. Einzelne sind über diese Romantik hinweggekommen: die Gegenwart, die antiromantisch deklamierende, hat die Romantik noch durchaus in sich. Daß Wien alle Schmerzen und Gefahren des Lebens und Gewährenlassens in besonderem Maße bot, hat Schubert erfahren; so sehr hat in seinem Werk das Entzücken an dem Wiener Wesen, der Wiener Luft Gestalt angenommen, daß er kaum selber merkte, wie sehr Wien es ihm noch schwerer gemacht hat. Bruckner fand dann die Form. Er kam aus dem Land der Wälder, der weiten, oft klösterlichen Bauten und brachte dogmatische Sicherheit — Schubert, nicht mehr der mährische Bauer wie sein Vater, schon proletarisierter Bohemien, kannte nur zartes Suchen.

Das Schubert-Bild der Vergangenheit zeigt den Liedmeister. An den denkt auch Grillparzer in einem der Entwürfe zur Grabschrift. „Er ließ die Dichtkunst tönen und reden die Musik.“ Aber mit den letzten Worten wendet er sich doch schon dem instrumentalen Werk zu, deutet an, daß es das Wesen dieses Genius war, Worte auf eine ungeahnte Art Musik werden zu lassen, Tongebilden aber die Seele einer neuen Zeit einzuhauchen. Ja, Schubert läßt auch die Instrumente sprechen: der Melodiker schenkt auch ihnen Gesang. Keimzelle ist, um es mit der Wissenschaft zu sagen, bei Schubert die melodische Phrase, bei Beethoven das Motiv (Orel). Dieser erschütternde Gesang allein wäre schon Schuberts Größe. Sänger ohne Worte, läßt er das Lied im Rücken, will sich in den letzten Jahren eben noch den „Weg zur großen Symphonie“ bahnen…

Die Bevölkerung von Leningrad. Aus den in russischen Zeitungen über die Bevölkerung von Leningrad für das Jahr 1927 veröffentlichten Angaben geht hervor, daß die Zahl der Einwohner in diesem Jahr um 6 Prozent (rund 60 000 Personen) zugenommen hat und jetzt rund 1,675 000 Köpfe beträgt. Die Frauen übertreffen die Männer um beinahe 6 Prozent. In Leningrad wohnen 2920 Personen mit einem Lebensalter von 80 bis 100 Jahren und 34, die älter sind als 100 Jahre. Der älteste Einwohner hat trotz aller Not und Entbehrungen 118 Jahre auf der Welt zurückgelegt. — Die Zahl der großen und kleinen Fabriken, die Leningrad beherbergt, wird mit 439 beziffert. Tätig sind darin 287 326 Arbeiter. Leningrad nimmt also hinsichtlich der Bevölkerungsstärke die sechste Stelle in Europa ein.

Die Steuerbehörde und die reichste Witwe Englands. Aus London wird gemeldet: Die reichste Witwe Englands, Lady Houston, deren Gatte, der bekannte Schiffsmagnat, vor drei Monaten auf der Insel Jersey gestorben ist und sieben Millionen Pfund Sterling hinterließ, zahlt keine Erbschaftssteuer, da auf Jersey keine Steuergesetze gelten. Das englische Schatzamt setzte alles in Bewegung, um die Steuer einzutreiben, und der Schatzkanzler selbst verhandelte mit Lady Houston, die ihm schließlich als Geschenk, wie sie ausdrücklich betonte, einen Scheck auf 1,5 Millionen Pfund übergab, der am 1. ds. Mts. zahlbar war. Es stellte sich jedoch heraus, daß der Scheck nicht honoriert werden kann. Lady Houston gab an, daß sie sich vergeblich bemüht habe, ihre Aktien und Bons zu verkaufen, um diese Riesensumme aufzutreiben. Jedenfalls befindet sich Lady Houston gegenwärtig auf ihrer Luxusyacht in der Nähe von Rouen.

Ein Menschenkenner. Als Cromwell in London einzog, drängte sich eine ungeheure Menschenmenge in den Straßen. Ein Schmeichler wies auf die Volksmassen, die den Triumphator sehen wollten. Cromwell antwortete: Wenn man mich zum Galgen führen würde, kämen noch mehr Leute gaffen.

Das größte Kinohaus der Welt, mit 8300 Sitzplätzen — die großen Berliner Kinotheater fassen nur zwei- bis dreitausend Menschen — wird ausnahmsweise einmal nicht im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, sondern in London eröffnet werden. Das Riesenkino wird im Stile des Roxytheaters in der Martinslane entstehen. Das Theater, dessen Plätze sehr wohlfeil sein sollen, erhält alle modernsten Theatereinrichtungen auch zwei Orgeln und ein Orchester für hundert Musiker.

Ein unglaubliches Raub- u. Erpressungskunststück

Von A. v. Simonffy.

(Nachdruck verboten.)

Dieser Tage sprach der ärztliche Sachverständige des Gerichtshofs, Professor Dr. Nemeth, das letzte Wort in einem äußerst interessanten und bisher einzig dastehendem Kriminalfall.

Die Ursprünge dieses Falles gehen noch auf den August des Jahres 1927 zurück. Ein hoher, schlanker und gutangezogener Mann erschien bei der Budapester Textilfirma Eisenmann und stellte sich als Detektiv der Staatspolizei vor. Er gab an, man sei einem Diebstahl auf die Spur gekommen, der bei der Firma verübt wurde. Die Beweisstücke — gab ferner der „Detektiv" an — wurden in einer Privatvilla in der Kolumbusstraße aufgefunden. Es sei aber notwendig, daß der Firmenchef die gestohlenen Sachen selbst in Augenschein nehme, um den Ursprung derselben mit Sicherheit feststellen zu können.

Auf Geheiß des „Detektivs" folgte ihm der Schwiegersohn des alten Eisenmanns, Zoltan Bartok, und beide fuhren mit einem Auto zu einer Villa in der Kolumbusstraße, wo der „Detektiv" einige Schlüssel aus seiner Tasche zog, Tore und Türen aufsperrte und den Kaufmann Bartok in ein Zimmer treten ließ.

Inzwischen wurde auch eine Dame sichtbar, der der „Detektiv" folgendes sagte: „Wir haben etwas Wichtiges zu besprechen! Ich wünsche nicht gestört zu werden!"

Im Zimmer schloß der „Detektiv" die Tür zu, riß einen Revolver aus der Tasche und rief dem zitternden Kaufmann zu: „Ich erschieße Sie, wenn Sie mir nicht sofort 20 000 Pengos geben!" Diese Summe — etwa 15 000 Mark — hatte der erschrockene Mann selbstverständlich nicht in der Tasche, bot dagegen seine geringe Barschaft, zirka 100 Pengos, an. Der „Detektiv" weigerte sich, diese Summe anzunehmen, und befahl dem sich in Angstschweiß badenden Manne, sich nach einer Möglichkeit umzusehen, wie er die 20 000 Pengos in Bälde beschaffen könnte. Der Kaufmann schlug vor, die Ungarisch-Italienische Bank aufzusuchen, wo die Firma laufende Rechnung hatte. Beide fuhren mit einer Autodroschke durch die Stadt, doch diesmal hielt der „Detektiv" einen Revolver in der Hand. Es ist geradezu unglaublich, welche Frechheit und Kaltblütigkeit der Erpresser an den Tag legte. Unterwegs ließ er den Wagen neben einem Polizisten halten und erbat sich von dem Schutzmann ein Streichholz, um seine Zigarette anzünden zu können. Auf dem langen Wege hieß er den Chauffeur wieder in der Nähe eines Polizisten halten und kaufte sich eine Zeitung.

Vor der Bank entstiegen beide dem Wagen, und der „Detektiv" begleitete sein Opfer bis zum Zimmer eines Direktors. Hier trat Bartok, von dem Erlebten ganz außer sich, ein und rief dem mit ihm gut befreundeten Direktor zu: „Um Gottes willen! Retten Sie mich! Man will mich erschießen!"

Es währte eine gute Zeit, bis der Direktor aus den zusammenhanglosen Worten sich ein klares Bild machen konnte. Als er aber den Ernst der Situation begriff, drückte er an der Alarmglocke, worauf automatisch alle Ein- und Ausgänge der Bank geschlossen wurden. Die geschwind herbeitelephonierte Polizei hielt sofort eine Haussuchung, die aber vollkommen erfolglos war.

Ueber einen Monat hielt die Polizei Recherchen nach dem Erpresser, die aber nicht das geringste Resultat hatten, obwohl der junge Mann sich öfters vor der Polizei und in der Oeffentlichkeit in irgendeiner Form meldete. So zum Beispiel sandte er einen Brief an die Schriftleitung des „Az Est", den er als „Dr. Imre Kerekes" unterzeichnete und in dem er sich selbst den Namen „Erpresser in der Kolumbusstraße" gab. Er teilte auch Einzelheiten des Vorfalls mit, und sandte zur Bekräftigung seiner Behauptungen den Schlüssel der Villa in der Kolumbusstraße ein.

Er stellte sich vor der Firma Eisenmann auf, und berichtete einen Tag später über die Käufer und Kunden, die tags vorher im Laden waren. Di. Polizei suchte den Mann mit den größten Anstrengungen, der aber vollkommen unerreichbar war, obwohl er unleugbar in Budapest weilte.

Wie schon sehr oft, so hatte auch diesmal endlich der Zufall die Polizei auf die Spur geführt. Von der Wiener Polizei gelangte eine vertrauliche Mitteilung an die Budapester Stadthauptmannschaft, daß ein gewisser Dr. Ignaz Kornis aus Budapest die Schriftleitung der „Roten Fahne" aufsuchte, um materielle und moralische Unterstützung für ähnliche Unruhen zu suchen wie diejenigen vom 15. Juni in Wien. Dr. Kornis plante die Sprengung der königlichen Burg, der größten Eisenwerke Ungarns in Csepel, ferner des Justizministeriums. Die Redakteure der „Roten Fahne" hielten aber den Dr. Kornis für einen „Spitzel" und zeigten ihn an.

Auf Grund dieser vertraulichen Mitteilung wurde Dr. Kornis bei der Polizei verhört, und bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß der „Erpresser in der Kolumbusstraße" mit ihm identisch ist.

Die weiteren Ausführungen des Doktors waren sehr interessant; er behauptete nämlich, daß er sowohl den Erpressungsversuch in der Kolumbusstraße wie auch sein Trachten, mit den Kommunisten in Fühlung zu treten, lediglich aus wissenschaftlichen Gründen unternommen hatte, um so an sich selbst die Wirkungen ähnlicher und außergewöhnlicher Vorkommnisse menschlicher Begebenheiten zu studieren. Er betonte, daß er sich keine materiellen Vorteile dabei ergattern wollte und auch keine sich verschaffte, er wußte doch mit Bestimmtheit, daß ein noch so reicher Kaufmann unmöglich 20 000 Pengos in der Tasche habe. Er wies auch die angebotenen 100 Pengos zurück und hatte nur seine wissenschaftlichen Experimente im Auge gehabt. Als armer Mann, der auch bloß über wenig Patienten verfügte, wollte er sich auf diese Art und Weise eine entsprechende Reklame schaffen, um seinen Namen in wissenschaftlichen Kreisen bekanntzumachen.

Da aber das Verhalten des Dr. Kornis sowohl der Polizei als auch dem Staatsanwalt etwas merkwürdig vorkam, wurde der „hervorragende Psychoanalytiker" den ärztlichen Sachverständigen des Gerichtshofs überantwortet. Die beiden Sachverständigen, Professor Dr. Minnich und Professor Dr. Nemeth, stellten jetzt fest, daß Dr. Kornis tatsächlich nicht normal ist, so daß es notwendig erscheint, ihn in geschlossener Anstalt behandeln zu lassen. Er wurde auch sofort der staatlichen Irrenanstalt in Angyalföld eingeliefert.

Humor.

Photographische Abfuhr.

In einem dichtbesetzten Eisenbahnabteil sitzt ein auffallend junges Pärchen, das sich zärtlich umschlungen hält, was den Unwillen der Mitreisenden erregt. Ein in der gegenüberliegenden Ecke sitzender Mann schaut die beiden unverwandt an, was dem „Bräutigam" wohl sehr unangenehm sein muß, denn schließlich sagt er zu diesem in spitzem Tone: „Wie kommen Sie dazu, mich und meine Dame andauernd zu fixieren? Ich verbitte mir das!"

„Fällt mir garnicht ein, Sie zu fixieren," entgegnet der Mann ruhig, „dafür sind Sie beide noch nicht genügend entwickelt!"

Ein Gemütsmensch.

Der Zahnarzt reißt die Tür des Wartezimmers auf und ruft: „Der Nächste bitte!" Ein Mann erhebt sich, folgt dem Arzt in das Operationszimmer und sagt ohne jede Einleitung:

„Also, drei Backzähne und zwei Wurzeln müssen sofort heraus. Keine Narkose! Keine Betäubung!"

„Das nenne ich aber Mut", freut sich der Zahnarzt", setzen Sie sich hier auf den Stuhl und öffnen Sie den Mund!"

„Ich?" schüttelt der Mann den Kopf, „es handelt sich doch um meine Frau, die sitzt noch im Wartezimmer!"

Warum?

„Kann der Storch auch Schreibmaschine schreiben, Mutti?"
— „Nein, mein Kind. Wie kommst du auf den Gedanken?"
— „Warum wird er denn dann Klapperstorch genannt?"

Folgerung.

„Sehen Sie, mein Lieber, wenn meine Frau und ich uns zanken, so darf niemand zugegen sein. Wir lassen die Kinder fortgehen, damit sie nichts davon hören." — „Ach so, jetzt verstehe ich auch, warum man Ihre Kinder immer auf der Straße sieht."

Guter Rat.

„Der Kerl hat mich einen Mastochsen genannt! Ob ich ihn vor Gericht bring?" — „Unsinn, Mensch, Sie stürzen sich nur in Kosten! Machen Sie für das Geld eine Entfettungskur."

Die Kultur des Abendkleides

Bericht über die beachtenswertesten Neuheiten aus dem Reiche der Mode

„Wenn zwei dasselbe tun, so ist es noch lange nicht dasselbe". Diese alte Weisheit bewahrheitet sich nirgends mehr, als in bezug auf unser Äußeres und das ist gut so. Gibt es doch soviel verschiedene Menschen — wie schrecklich, wenn sie durch die Mode alle gleich gemacht würden — die Älteren und die Jüngeren und die ganz Jungen — die Kleinen, Rundlichen und die Großen, Schlanken, die Ernsten, Würdigen und die Lustigen, Quecksilbrigen. Sache jeder einzelnen Frau ist es, ihren speziellen Genre zu erkennen. Die Mode liefert in diesem Jahre eine besonders reiche Auswahl von Ausdrucksmitteln, so z. B. findet die schlanke rassige Sportsdame mit dem leicht etwas herb wirkenden Bubenkopf, mit Herrenschnitt, unter den anschmiegenden drapierten Kleidern viel Schönes und Passendes. Schon die Stoffe, glänzender Crêpe Satin, in allen Farben schimmernde, golddurchwirkte Brokate, weiche schmiegsame Chiffonsamte gestatten größte Verschiedenheit ohne komplizierte Formen, denn die Schönheit dieser Stoffe kommt am besten unzerschnitten, also mit möglichst wenig Nähten zur Geltung. Diskret angewendete Stickerei von Simili, bei dunkleren Stoffen einige Silberbänder, wie z. B. an Favorit-Mod. 1566, einem Abendkleid aus schwarzem Chiffonsamt mit mattrosa Futter am Rock und gleichem Chiffon am oberen Rand, geben einige glänzende Effekte. Für echt weibliche Erscheinungen gibt es reiche Auswahl unter den Volantkleidern aus weicher, schmiegsamer Seide, aus Crêpe de Chine mit Spitzen, aus dem unvergleich zarten, wie ein Hauch wirkenden Crêpe Georgette. Hier ist alles auf duftige, lockere, man möchte fast sagen, zerfließende Wirkung eingestellt, so recht dazu angetan, eine zarte jugendfrische Mädchenknospe ins rechte Licht zu setzen. Favorit-Modell 1537 stellt ein derartiges Modell aus lachsfarbenem Crêpe Georgette dar. Der weite Rock ist mit Gruppen von schmalen Volants verziert. Die Zwischenräume sind mit kleinen Kränzchen von dunklerer Stickerei, die mit Goldpailletten durchsetzt ist, geschmückt, wodurch einige blitzende Effekte entstehen, die dem Ganzen einen ballmäßigen, festlichen Anstrich geben. Eine glänzende Umrahmung bringt die Mode auch für die weichen, sinnigen, echt weiblichen Frauen, die sich gern im klassischen Scheitel mit dem Haarknoten zeigen. Sie schuf ihnen das Stilkleid, das in diesem Jahre so verschiedenartig auftritt, daß jedem Geschmack Rechnung getragen wird. Schlicht, dabei äußerst repräsentativ, ist z. B. das Fav.-Mod. 1519 — ein Stilkleid aus graublauem Taft-Glacé. Der untere Rand löst sich in gleichfarbigem Crêpe Georgette auf. Die Verbindung stellen schleifenförmig arrangierte Bänder aus silbernen Stiftperlen her. Wie anders wirkt dagegen das Stilkleid Favorit-Mod. 1519. Aus schwarzem Tüll, auf einer Grundlage von schwarzer Seide gearbeitet, stellt es gewissermaßen einen schwarzen Kern dar, der sich nach und nach auflöst, wie die Zipfel des vierfach übereinander fallenden Rockes andeuten und wie auch die nach oben immer dünner werdende Taille aus dreifach übereinander liegendem Tüll zeigt. Bearbeitet und mit Abbildungen versehen vom Favorit-Verlag.

Schnittmuster in allen Größen zum bequemen Nachschneidern sind erhältlich

bei L. Marx Saarlouis und Weyand Wwe. Dillingen